

Ralph Kunz

## Kirchenbilder im Spiegel gegenwärtiger liturgischer Praxis

Bim Coiffeur bin i gsässe vor em Spiegel, luege dry  
Und gseh dert drinn e Spiegel wo ar Wand isch vis-à-vis  
Und dert drin spieget sech dr Spiegel da vor mir  
Und i däm Spiegel widerum dr Spiegel hindefür

Und so geng wyter, s'isch gsy win e länge Korridor  
I däm my Chopf gwüss hundertfach vo hinden und vo vor  
Isch ufgreit gsy i eier Kolonne, z'hinderscht isch dr Chopf  
I ha ne nümme gchennt, so chly gsy win e Gufechnopf

My Chopf, dä het sich dert ir Wyti, stellet öich das vor  
Verloren ir Unäntlechkeit vom länge Korridor  
I ha mi sälber hinde gseh verschwinde, ha das gseh  
Am heiterhälle Vormittag und wi we nüt wär gseh

Vor Chlupf han i mys Muul ufgscperrt, da sy im Korridor  
Grad hundert Müüler mit ufgange win e Männerchor  
E Männerchor us mir alei, es cheibe gspässigs Gfüel  
Es metaphysischs Grusle het mi packt im Coiffeurgstüel

I ha d'Serviette vo mer grissen, ungschore sofort  
Das Coiffeurgschäft verla mit paar entschuldigende Wort  
Und wenn dir findet i sött e chly meh zum Coiffeur ga  
De chöit dir jitz verstah warum i da e Hemmig ha

Mani Matter war ein Troubadour aus Bern – sozusagen der helvetische Reinhard May. Seine Chansons sind Volkslieder geworden.<sup>1</sup> Die Geschichte vom misslungenen Besuch beim Friseur kennt jedes Schulkind. Es erzählt von einem Menschen, der im Spiegel nicht nur sich selber, sondern mittels eines anderen Spiegels im Rücken auch seiner

---

1 Zu Mani Matter vgl. Paul Bernhard Rothen, *I de gottvergässne stedt. Mani Matter und die Verteidigung des Christentums*, Bern 2013.

eigenen Vervielfältigung ins Auge – oder besser: in die vielen Augen sieht. Es eröffnet sich ein unendlicher Korridor, was beim Protagonisten ein „metaphysisches Gruseln“ erzeugt und schließlich dazu führt, dass dieser fluchtartig das Lokal verlässt, um so noch einmal „ungeschoren“ davonzukommen.

Das doppelbödige und vielschichtige Liedlein von Matter scheint mir wie ein Gleichnis für das Thema dieses Essays: die Kirchenbilder im Spiegel der gottesdienstlichen Praxis. Erstens ist da auch die schiere Angst vor dem eigenen Pluralismuspotential des Gespiegelten zu entdecken. Was für ein Abgrund! Wenn einer entdeckt, dass so viele in ihm stecken. Wie ist dann noch Identität möglich? Und am Ende der eigenen Abspaltungen verliert sich sogar die Sicht auf das Haupt, das für die Einheit bürgt. Denn auch das Ebenbild – symbolisiert durch das Angesicht – wird ja bis zur Unkenntlichkeit zerkleinert. Aus Physik wird Metaphysik, wenn man nur ein wenig die Perspektiven verschiebt und sich daran macht, das diffuse Spiegelbild von Gottesdienst und Kirche zu klären. Ist die Spiegelung des Spiegels daran schuld? Macht die Vielfalt der möglichen Spiegeleinstellungen oder die Spiegelung der Vielfalt schwindeln?

Dass auch Paulus die Spiegelmetapher verwendet, ist ein kleiner Trost. In der Antike war der Reflexionsgrad der Spiegel noch so bescheiden, dass man nur eine „rätselhafte Gestalt“ und nicht sein Ebenbild erblickte. Dass wir es mit deutungsbedürftigen Widerspiegelungen in *beide Richtungen* zu tun bekommen, macht beim Reflektieren erst recht bescheiden. Es ist wohl klüger, bei diesem Thema nicht mehr als Stückwerkerkenntnis anzustreben.

Ich steige darum mit einem Beispiel ein, das vor 50 Jahren zu reden gab: das Ladenkirchen-Experiment am Brunsbütteler Damm. Daran interessieren das Kirchenbild und die Bildstörungen, die sich in Ernst Langes Reflexionen zum Gottesdienst finden lassen. Ich greife dazu ein Wort von Lange auf: die Großwetterlage. Ich versuche, die „meteorologische“ Sicht der 1960er Jahre im größeren Zusammenhang des gesellschaftlichen Klimas einzuordnen und dadurch anzuzeigen, welche Deutungsrahmen im Wechselspiel von Gottesdienst und Kirche mit zu berücksichtigen sind. Ziel dieses ersten Gangs in die jüngere Gottesdienst- und Kirchengeschichte ist das Finden einer Heuristik, die hilft, die gegenwärtige Situation sachgemäß zu befragen.

Ich schaue danach bewusst in einen anderen Kontext und frage nach dem Fascinosum und Tremendum der Fresh-Expression-Bewegung.

Ziel dieser Erkundung ist die Sensibilisierung für die gegenseitigen Beeinflussungen der Feier- und Sozialgestalt des Glaubens. Von da nehme ich mir die *alternativen*, die *anderen* oder *außeragendarischen Gottesdienste* in unserem evangelisch volkikirchlichen Kontext vor, die sich – das sagt schon die Auswahl der Namen – immer nur in Abgrenzung von der Agenden-, Normal- oder Sonntagsgottesdienstliturgie kennzeichnen lassen, aber eigentlich keine Einheit bilden. Das heißt: sie rücken ein Kirchenverständnis ins Bild, in dem die Vervielfältigung das Normale und die Einheit zur Häresie geworden ist. Die damit verbundenen Einsichten sollen zum Schluss thesenartig gebündelt werden.

## 1. Liturgisch-ekkesiologische Großwetterlage

### 1.1 Etwas stimmt nicht ...

1973, ein Jahr vor seinem Tod, hielt Ernst Lange beim Düsseldorfer Kirchentag eine Rede mit dem anstößigen Titel: „Was nützt uns der Gottesdienst?“ Liturgie definierte er als „dauerhafte Verabredung zwischen den nach ihrer Religion suchenden Menschen und dem Menschen suchenden Gott Jesu“<sup>2</sup>. Auffällig und mit Blick auf andere Publikationen insbesondere zur Predigt<sup>3</sup> auch ungewöhnlich an dieser Definition ist die Schlüsselposition, die dem Gottesdienst für das Sein der Kirche zugewiesen wird. „Nicht die Kirche hat den Gottesdienst hervorgebracht, sondern der Gottesdienst hat die Kirche als Institution hervorgebracht“,

---

2 Ernst Lange, Was nützt uns der Gottesdienst?, in: ders., Predigen als Beruf. Aufsätze zu Homiletik, Liturgie und Pfarramt, hg. von Rüdiger Schloz, München <sup>2</sup>1987, 83–95. Hier zit. aus: Albrecht Beutel u. a., Homiletisches Lesebuch, Tübingen 1986, 332–340.

3 Das Opus von Ernst Lange ist übersichtlich. Ernst Lange, Chancen des Alltags. Überlegungen zur Funktion des christlichen Gottesdienstes in der Gegenwart, hg. v. Peter Cornehl (Lange EEL 4), München 1984; ders., Der Pfarrer in der Gemeinde heute, in: ders., Predigen als Beruf. Aufsätze zu Homiletik, Liturgie und Pfarramt, hg. von Rüdiger Schloz, München <sup>2</sup>1987 (1982), 96–141; ders., Dem Leben trauen. Andachten und Predigten, hg. v. Martin Bröking-Bortfeldt (Außer der Reihe 9), Rothenburg/Tauber <sup>2</sup>2002 (1999); ders., Die Schwierigkeit, Pfarrer zu sein, in: ders., Predigen als Beruf. Aufsätze zu Homiletik, Liturgie und Pfarramt, hg. v. Rüdiger Schloz, München <sup>2</sup>1987 (1982), 142–166; ders., Glaube und Anfechtung im Alltag eines Gemeindepfarrers, in: Predigen als Beruf, 167–191; ders., Zur Aufgabe christlicher Rede, in: Friedrich Wintzer (Hg.), Predigt, München 1989, 192–207.

sagt Lange.<sup>4</sup> Bemerkenswert ist die Priorisierung der Feier auch darum, weil kein anderer Theologe im deutschsprachigen Raum so vehement darauf insistierte, dass etwas nicht mehr stimmt mit der Kirche und dass man den Gottesdienst – vor allem aber die Predigt – als eine Art Indikator für die Krise der Kirche ansehen müsse. Vier Jahre vor der Kirchentagsrede erschien in der Ökumenischen Rundschau ein Kommentar zum Bericht aus Uppsala, in dem Lange sich wie folgt äußerte:

„Das Weltverhältnis des säkularen Menschen ist ein grundsätzlich unmetaphysisches. Am Anfang seiner religiösen Erfahrung steht ebenso sehr die Erfahrung von der Nichterfahrbarkeit Gottes, wie am Anfang des Gottesverhältnisses des vorsäkularen Menschen die Erfahrung von der Erfahrbarkeit Gottes steht.“<sup>5</sup>

Langes unmetaphysisches Gruseln lässt also den Gottesdienst nicht ungeschoren davonkommen. Gleichzeitig verbietet er sich den Ausweg zu gehen, den nach ihm und vor ihm viele evangelische Theologen gegangen sind. Er will nicht bei der religiösen Erfahrung anknüpfen. Das fromme Gefühl genügt nicht. Die Predigt muss in der „vollen Verantwortung für seine Welt“<sup>6</sup> auf die Belastung des Menschen reagieren, ohne auf eine Erfahrbarkeit rekurrieren zu können. Im Horizont der Säkularisierung verändert sich der Kommunikationswert der Grundelemente des Gottesdienstes. Also muss die Form sich von Grund auf ändern.

„Es kann nicht einfach um Modernisierung der traditionellen Elemente des Gottesdienstes in ihrer traditionellen Form gehen. Sie müssen unter dem Gesichtspunkt des Auftrags der Kommunikation des Evangeliums in einer säkularen Welt von Grund auf neu durchdacht werden.“<sup>7</sup>

Man hört die Wolke der Zeugen, die in diesem Zeugnis mitsprechen.<sup>8</sup> Aber es geht mir hier nicht um Langeexegese, sondern darum, die un-

---

4 Lange, Was nützt uns der Gottesdienst?, 333.

5 Lange, Beruf, 79.

6 A. a. O., 89.

7 A. a. O., 80.

8 Vgl. dazu Martin Bröking-Bortfeldt, Kreuz der Wirklichkeit und Horizont der Hoffnung. Ernst Langes Predigten und seine homiletische Entwicklung (Praktische Theologie heute 70), Stuttgart 2004; Jan Hermelink, Die homiletische Situation. Zur jüngeren Geschichte eines Predigtproblems, Göttingen 1992.

geheure Spannung in und auch zwischen den beiden Texten hervorzuheben. In beiden finden wir ein überaus kritisches Traditionsverständnis. Einerseits wird das liturgische Erbe als „Anschauungs- und Schulungsmaterial“ und „Steinbruch“ für zukünftige Gestaltung angesehen. Lange ist überzeugt: Der Normalgottesdienst misslingt, wenn es nicht zu einer Neuformierung seiner Elemente kommt. Andererseits mündet die Kirchentagsrede in eine beinahe enthusiastische Vorstellung der Möglichkeiten, die die Feier als Spiel und Inszenierung der Gott-Mensch-Begegnung hat – oder besser – haben müsste.<sup>9</sup>

Lange ist also ein zerrissener Zeuge. In seinem Zeugnis spiegelt sich die Wahrnehmung des Traditionsbruchs. Der weltanschauliche Spiegel im Hintergrund ist zerbrochen. Der Zeitgeist spricht mit. Ende der 1960er Jahre verstärkte sich der Modernisierungsschub in eine säkulare Revolte. Etwas begann sich zu drehen, drehte um die eigene Achse. „Es geht um Identität“, sagt Lange und es geht um „Distanz“.<sup>10</sup>

## 1.2 Ladenkirche

Das ist 50 Jahre her. Langes Situationsanalyse finde ich bis heute interessant. Sie ist es vor allem auch darum, weil seine Kritik von einem Experiment begleitet war. Die Ladenkirche am Brunsbütteler Damm war in gewisser Hinsicht das, was einige heute eine „Freshex“ nennen.<sup>11</sup> Lange nahm in seinen Schriften immer wieder auf dieses Gemeindeexperiment Bezug. Das Zentrum der Ladenkirche war der Gottesdienst und das Zentrum des Zentrums bildete die lebensrelevante und alltags-taugliche Predigt.<sup>12</sup> Auch seine Situationshomiletik, die im ersten Band der Predigtstudien abgedruckt ist und die Basis seiner Hermeneutik legt, wie sie in den stärker kybernetischen Essays greifbar wird, hat in der Gemeindefahrung ihren Sitz im Leben.

---

9 Lange, Was nützt uns?, 340.

10 Ebd.

11 Vgl. dazu insbesondere das Kapitel „Aus der ‚Bilanz 65‘“, in: Ernst Lange, Kirche für die Welt. Aufsätze zur Theorie des kirchlichen Handelns, hg. und eingeleitet von Rüdiger Schloz, München/Gelnhausen 1981, 63–160, bes. 63–66.

12 „Zentrum der Gemeinde am Brunsbütteler Damm war und ist ihr sonntäglicher Gottesdienst“, sagt Lange, Predigen, 52, im Vorwort zum Predigtband „Die verbesserliche Welt“.

Predigt ist [auch] Auslegung der Lebenswelt – ein Reden über das Leben des Hörers – und will die Relevanz des Evangeliums ausweisen und zugleich Situation klären. Der Prediger übernimmt eine doppelte Anwaltschaft: für die Botschaft und für die Hörer, die der Botschaft Widerstand leisten, um so – im Hin und Her zwischen Tradition und Situation – vermittelt durch den Text die überraschende Einsicht und den wirksamen Einspruch der Verheißung zu suchen, die, wenn es sein darf, dem Predigendem durch einen „Einfall“ aufscheint.

Gottesdienst ist für Lange Predigtgottesdienst. Diese Emphase berührt und rührt einen heute auch ein wenig merkwürdig an, weil sie die Verkündigungsfixiertheit der Wort-Gottes-Theologie, die ja im Fokus der Kritik war, nicht überwindet. Aus heutiger Sicht erscheint der Gottesdienst der Ladenkirche denn auch erstaunlich konventionell.

Es geht ja auch nicht um Wort gegen Feier, sondern um einen Sonntagsgottesdienst, der alltagstauglich sein muss, damit er seine Chance der Lebensdienlichkeit nicht verspielt. Anders nützt er den Menschen nichts. Dass Lange 1973 den Nutzen des Gottesdienstes mit der Feier in Verbindung bringt, die den Alltag unterbricht, kann man als Entwicklungsschritt in seiner eigenen persönlichen Auseinandersetzung mit dem Thema<sup>13</sup> – vielleicht auch als Zeichen der Distanzierung vom Erbe der kerygmatisch-hermeneutischen Fraktion werten. Jedenfalls zeigt sich auch in der praktisch-theologischen Theorie generell ein Wetterumschlag an. Nach dem Furor der Verständigung kommt die Öffnung für das Sinnhafte, nach dem Wort das Zeichen und nach der Handlungsorientierung die Geste. Das 1978 erschienene Buch „Symbol und Ritual“ von Werner Jetter zeichnet für diese Wende.<sup>14</sup> Diese Entwicklung von der Hermeneutik zur Semiotik und zur Wertschätzung des Rituals bereitet den Boden für die Erneuerte Agenda, die 1990 erschienen ist. Auch das Zauberwort ‚Struktur‘, das in den darauf folgenden Auseinandersetzungen Anlass zu Debatten gab, findet sich schon bei Ernst Lange.<sup>15</sup>

---

13 Vgl. Martin Bröking-Bortfeldt, Frühe biographische Notizen zu Ernst Lange und einige theologische Anmerkungen, in: Um der Hoffnung willen. Praktische Theologie mit Leidenschaft. Festschrift für Wolfgang Grünberg, Hamburg 2000, 287–295.

14 Vgl. dazu Werner Jetter, Symbol und Ritual. Anthropologische Elemente im Gottesdienst, Göttingen 1978.

15 Vgl. dazu Karl-Heinrich Bieritz, Struktur. Überlegungen zu den Implikationen eines Begriffs im Blick auf künftige Funktionen liturgischer Bücher, in: ders., Zeichen setzen. Beiträge zu Gottesdienst und Predigt, Stuttgart 1995, 42–60.

Es verwundert nicht, wurde seine Problemanalyse und sein ekklesiologisches Programm seither auch stark kritisiert.<sup>16</sup> Im Fokus der Kritik war die offensichtliche Tendenz zur Pädagogisierung des Gottesdienstes oder die Enge seiner Textermeneutik, die wenig Spielraum für das leibhaftig Konkrete lässt. Auch sein Kommunikationsbegriff, der auf Verständigung getrimmt nur die Produktions- und nicht Rezeptionslogik der Interpretation bedenkt, lässt den Ruf nach Inszenierung – auch diesen Begriff finden wir freilich bei Lange – seltsam blass und abstrakt aussehen.

### 1.3 Relevanz

Bei aller berechtigten Kritik bleibt ein Kernargument doch bedenkenswert. Die Predigt soll *lebensrelevant* sein. Das gilt telquel auch für den Gottesdienst und die Gemeindegemeinschaft insgesamt. Was aber meint relevant?

Es geht um etwas, das uns *unbedingt angeht*. Das Pathos für das Unbedingte ist bei Lange deutlich verbunden mit einem Leiden am Kirchenleben, das sich vom Alltag der Menschen entfernt hat und sie nicht mehr angeht. Da muss sich etwas ändern. Sonst geht gar nichts mehr und Kirche verliert in der säkularen Gesellschaft ihre Daseinsberechtigung. Lange kritisiert die „Emigration der Kirche aus dem Alltag“ – wie das Joachim Matthes mit seiner provokanten Formel auf den Punkt brachte.<sup>17</sup> Es ist auch ein Leiden am Auseinanderdriften und Auseinanderbrechen der Lebenswelt: hier die Kirche und da der Alltag. Weil ihm eine Brückenfunktion zukommt, darf sich der Gottesdienst weder sakralisieren noch profanisieren. Und die Predigt soll vermitteln. Dafür „verbraucht sie den Text“<sup>18</sup> und dafür braucht sie den Gottesdienst. Erst in diesem Zusammenspiel entsteht Relevanz.

Natürlich kann man es auch mit dieser Relevanz, also dem Nutzen, der Alltagstauglichkeit und der Lebensnähe des Gottesdienstes übertreiben.

---

16 Dazu ausführlich Georg Lämmlein, *Die Lust am Wort und der Widerstand der Schrift. Homiletische Relektüre des Psalters*, Münster 2002, 52–54.

17 Joachim Matthes, *Die Emigration der Kirche aus der Gesellschaft*, Hamburg 1964.

18 Ernst Lange, *Zur Theorie und Praxis*, 39. Vgl. dazu die Modelle der Übersetzung bei Alexander Deeg, *Predigt und Derascha: homiletische Textlektüre im Dialog mit dem Judentum*. Göttingen 2006, 359–366, bes. 364 f.

Um es mittels Spiegeltechnik zu sagen: Die Relevanz der Relevanz, die Lange relevant findet, kann einem auch Gruseln machen. Die Formel von der Predigt, die mit *dem* Hörer über *sein* Leben spricht, zeigt das Grundproblem an, das nicht übersehen werden darf. Die Vorstellung, dass *ein* Prediger es *allen* recht macht und eine Gemeinde von Verschiedenen aus *einer* Predigt das heraushört, was für das je eigene Leben relevant ist, hofft auf einen wunderbaren Einfall, der nicht weniger wunderbar ist, als die Vorstellung, dass Gott selbst durch den Mund seines Zeugen spricht.

Das alles wissend stimme ich Lange zu. Die Gottesdienstdiskussion muss sich auch um die Achse der *Lebensrelevanz* drehen. Und der Begriff ist glücklich gewählt. Er hat eine antifundamentalistische Pointe. Er ist kritisch gegenüber einem naiven Ästhetizismus und esoterischen Wohlfühl-Liturgismus. Er ist gefüllt und geladen mit Rhetorizität. Er atmet noch ein wenig den Geist der 68er. Nicht durch verbale Kraftmeierei, sondern durch ein geistreiches Wort wird die Welt – der 68er sagt: die Gesellschaft – verändert.

Im Band „Kirche“ von Uta Pohl-Patalong und Eberhard Hauschildt taucht die Relevanz als weiterführende Deutungsperspektive wieder auf.<sup>19</sup> Ich nehme diese Kontinuität als Indiz dafür, dass der Begriff für eine Achse steht, um die sich der Gottesdienst der Kirche in der Krise der Moderne immer drehen wird. Er repräsentiert nicht nur den Zeitgeist und ist mehr als ein Reflex der hermeneutischen Theologie. Dass sich in den letzten fünfzig Jahren die Wahrnehmung der Relevanz verfeinert und erweitert hat, spricht für eine differenzierte Verwendung des Begriffs.

#### 1.4 Das größere Bild

Wir müssen uns im Gottesdienst darüber verständigen, was das Ganze soll. Das ist eine Reaktion auf die Turbulenzen des Klimawandels, der bei Lange Säkularisierung heißt und für viele Wechselfronten, ganz wenig stabile Drucklagen, etliche Sturmtiefs und einzelne Aufhellungen steht. Dass sich die soziologischen Klimaexperten nicht einig sind, gehört zur Komplexität des Phänomens. Die Erinnerung an die Groß-

---

<sup>19</sup> Eberhard Hauschildt und Uta Pohl-Patalong, Kirche. Lehrbuch Praktische Theologie Bd. 4, Gütersloh 2013, 110–117.

wetterlage in der Mitte des 20. Jahrhunderts macht bewusst, dass jedes ekklesiologisch-liturgische Wechselspiel den hintergründigen Zeitgeist widerspiegelt. Der diachrone Vergleich der Wetterlagen verfeinert das große Bild. Das bedingt, dass man den langen Korridor der Geschichte betritt, was mit Risiken behaftet ist. Damit ich mich nicht ins Unendliche verliere, verweise ich auf Phasen. Die grobe Skizze soll helfen, eine Entwicklung zu erkennen.

#### *1.4.1 Zeit der Sammlung (1850–900)*

Die Disziplin „Liturgik“ ist im 19. Jahrhundert entstanden und wie die gesamte Praktische Theologie als ein Reflex auf die volkskirchliche Neukonstituierung zu verstehen. Im Oeuvre des Schleiermacherschülers Alexander Schweizer lässt sich die enzyklopädische Logik der sammelnden Verwissenschaftlichung und wissenschaftlichen Sammlung gut nachvollziehen. Was nicht mehr selbstverständlich gilt, muss historisch, systematisch und schließlich auch praktisch erklärt werden.<sup>20</sup> Während Schweizer „enzyklopädisch-konservativ“ reagierte, wurde die ältere liturgische Bewegung kreativ-produktiv.<sup>21</sup>

#### *1.4.2 Zeit der Gemeinde (1900–1950)*

Mit der Jahrhundertwende setzt die Phase der volksmissionarisch ausgerichteten Gemeindekirche ein. Den Hintergrund bildete die Entfremdung der Massen von der Kirche. Mittlere Städte wuchsen in wenigen Jahrzehnten zu Metropolen. Neue Quartiergemeinden wurden geschaffen – Gemeindeaufbau, Erwachsenenbildung und Vereinswesen führten zur Neuerfindung der Parochie. Bis zum Ersten Weltkrieg war diese Phase stark geprägt von sozialen Konflikten. In den Nachkriegsjahren dominierte eine Art kirchliche Restauration, die in der Agenda I ihren Höhepunkt fand.

---

20 Emidio Campi u. a. (Hg.), *Alexander Schweizer (1808–1888) und seine Zeit*, Zürich 2008.

21 Konrad Klek, *Erlebnis Gottesdienst: die liturgischen Reformbestrebungen um die Jahrhundertwende unter Führung von Friedrich Spitta und Julius Smend*, Göttingen 1996.

### 1.4.3 *Zeit der Ausdifferenzierung (1950–1990)*

Seit den 1950er Jahren sehen wir eine Phase der Ausdifferenzierung. Es entstand rund um die Kerngemeinde eine Familien- und Kasualkirche und rund um diese der Ring einer distanziert-vertrauten Kirchenmitgliedschaft. Diese konzentrische Binnendifferenzierung der Kirchenkulturen wurde anfänglich eher kritisch kommentiert, aber mit einem zunehmenden Problembewusstsein und differenzierten Verständnis auch als Chance der Volkskirche begriffen. Seit den 1980er Jahren gibt es nicht nur eine Zielgruppen- sondern auch Stilgruppenvermehrung. Elaborierte Milieuanalysen verfeinern das Bild.

### 1.4.4 *Zeit der Reform (1990–2010)*

Die letzte Phase seit der Wende ist dominiert von verschiedenen Reformbemühungen der Kirche und der Einführung des Evangelischen Gottesdienstbuches. Einen gemeinsamen Nenner identifiziere ich mit dem Begriff der „Doppelstrategie“.<sup>22</sup> 1983 in Celle erfunden steht Doppelstrategie für eine Art missionarischen Zweitaktmotor, der zwei Bewegungen verbindet. Kirche soll sich in Richtung der fortschreitenden funktionalen und lebensweltlichen Ausdifferenzierung der Gesellschaft öffnen und Gottesdienste in gesellig-unterhaltenden, seelsorglich-sensiblen und verkündigend-bildenden Formaten anbieten. Gleichzeitig werden neue evangelistisch-missionarische Initiativen mit einem auf Gemeindeaufbau ausgerichteten Gottesdienstprogramm ergriffen.

## 1.5 Vom wachsenden und sich wandelnden Problembewusstsein

Jedes Phasenmodell ist ein Konstrukt. Wieviel es zeigt und wieviel es verdeckt, ist Ermessenssache. Vermessen wäre es darum, aus einem so groben Phasenmodell Lehren zu ziehen. Es dient mir mehr zur Plausibilisierung der Hypothese, dass sich in den Entwicklungen der Gottesdiensttheorie und -praxis unterschiedliche Konstellationen und Konfliktlagen der Kirche widerspiegeln. Die Skizze der Phasen hilft, die

---

22 Eine kurze Zusammenfassung zur Geschichte und Bedeutung der Formel gibt Ansgret Freund in [www.gemeindekolleg.de/fileadmin/gk\\_dateien/zeitschr/2006](http://www.gemeindekolleg.de/fileadmin/gk_dateien/zeitschr/2006).

Entwicklung des Problembewusstseins, das sich selbstverständlich auch pluralisiert hat, nachzuvollziehen.

Der Zweitakt der Doppelstrategie signalisiert auch einen Zwiespalt im Kirchenverständnis. Es erstaunt nicht, dass sich in den strategischen Lagern, die sich aufgrund der unterschiedlichen Einschätzungen der kybernetischen Situation bilden, auch unterschiedliche Wahrnehmungen des Gottesdienstes wiedererkennen lassen. Es gibt einerseits die Befürworter einer neuen oder alternativen Gottesdienstkultur, andererseits die Bewahrer der Tradition und selbstverständlich Vermittler, die nicht nur ein zweites, sondern auch ein drittes und viertes Programm fordern. Aus der Lebensweltrelevanz wurde zunehmend eine lebensweltorientierte Mehrfachstrategie. Das möchte ich in dreifacher Hinsicht präzisieren.

### *1.5.1 Unterschiedlicher Funktionswandel in den kirchlichen Praxisfeldern*

Erstens ist das mit Lange notierte Unbehagen an der Selbstabschließung des Gottesdienstes nicht auf diesen beschränkt. Jedes kirchliche Praxisfeld hat seine eigenen Krisenindikatoren. Dass sich der Gottesdienst und insbesondere die Predigt dem Zeitgeschmack anzupassen hat, war zwar schon ein Postulat der Aufklärungsliturgik. Aber der Religionsunterricht an der Schule, die Konfirmandenarbeit wie auch die Kirchenkreisarbeit sind, an der Grenze des Gemeindegemeinschaftsangesiedelt, ebenfalls mit dem kulturellen Wandel in der Umwelt konfrontiert – mehr noch: Entwicklungen im Bereich der Gemeindepädagogik oder Diakonie lassen sich als Ausdifferenzierungen des Gemeindelebens verstehen, das sich vor zweihundert Jahren noch stärker auf den Gottesdienst beschränkt hat. Ein historisches Phasenmodell mahnt deshalb zur Vorsicht. Das fragwürdig gewordene Kirchenbild in der Liturgie ist auch ein Reflex auf den Funktionswandel und die veränderte Dynamik der Praxisfelder im Umfeld der Gemeinde.

### *1.5.2 Der Normalgottesdienst ist ein Sonderfall*

Das führt zum Zweiten. Sieht man den Sonntagsgottesdienst als Insiderveranstaltung der sogenannten Kerngemeinde, lastet auf ihm weniger ein Veränderungsdruck als ein permanenter Verbesserungszwang. Die Form soll bleiben, die Qualität soll stimmen. Aber ein solches Kirchenverständnis ist nicht unumstritten. Sieht man nämlich den Sonntagsgot-

tesdienst als die öffentliche Veranstaltung der Kirche schlechthin – als ihre Visitenkarte und ihr Spiegelbild – und nimmt die Beteiligung der Mitglieder zum Nennwert, kann man auch zu einem anderen Schluss kommen. Wenn nur noch 1% bis 3% der Mitglieder das zentrale Angebot der Organisation nachfragen, ist das Bild, das der Gottesdienst von der Kirche spiegelt, ein Zerrbild. Das heißt wiederum nicht, dass da jemand etwas falsch macht. Es heißt, dass sich diese Verzerrung realistisch gesehen weder mit Reformen des Gottesdienstes noch mit alternativen Formen korrigieren lässt.

### 1.5.3 *Qualität und Mission*

Das führt mich zum Dritten. Verbessern und verändern sind zwei Strategien der jüngeren Kirchenreform, die mit den Schlagworten „Qualität“ und „Mission“ in Verbindung gebracht werden können. Es ist kein Zufall, dass beide Begriffe in den letzten zehn Jahren an Bedeutung gewonnen haben. Die kleine Gottesdienstbeteiligung ist so etwas wie der *basso continuo* in der medialen Kirchenberichterstattung. Dabei lässt sich m. E. nicht zweifelsfrei beweisen, ob die schlechten Gottesdienste für das Kränkeln der Kirche verantwortlich gemacht werden können, oder ob nicht umgekehrt das Krisenbewusstsein der Kirche auch den Gottesdienst in eine Krise gestürzt hat. Wer bereit ist, Spielraum der Deutung für beide Diagnosen zu lassen, anerkennt, dass das Verhältnis von Kirche und Gottesdienst komplexer und dialektischer sein muss, als es zuweilen gesehen wird. Es könnte ja sein, dass die Liturgie nicht an sich selbst sondern an einer „ekklesiogenen Neurose“ leidet. Die Hoffnung, dass sich die überalterte Gemeinde wieder verjüngen wird, wenn sie neue Gottesdienste feiert, ist dann aber mehr als naiv.

## 2. **Freshex in der englischen Kirche – ein Schulbeispiel**

### 2.1 Im Spiegelkabinett

Wenn man sich einmal auf dieses Spiel von Projektion und Gegenprojektion eingelassen hat, muss man mit der gruseligen Vermehrung der gespiegelten Probleme fertig werden. Es ist also nicht nur das Wechselspiel zwischen normativer Festlegung auf *eine* Gestalt des Gottesdienstes und der realexistierenden Vielfalt der Formen, mit der wir es zu tun haben. Es

ist auch nicht damit getan, das missionarische Potential der neuen Gottesdienste gegen das symbolische Kapital der alten Rituale auszuspielen. Noch sind es nur *ekklesiologische Traumbilder*, die in den liturgischen Handlungen mitwirken oder erzeugt werden. Wir reden auch von *Krankheitsbildern*, *Schreckens-* und *Horrorvisionen* der Kirche, die – um es mit Tholuck zu sagen – auf der Kanzel wiedergeboren werden.

Je nach angewandter Diagnostik wird den Einen als Krankheit erscheinen, was die Anderen zur Therapie empfehlen. Es wäre deshalb naiv, zu meinen, dass sich Kirchen in der Liturgie immer wiederfinden. Sie verlieren sich auch darin. Genauso, wie Liturgien dazu beitragen können, dass der Bezug zur Kirche verloren geht.

Die Pluralität der Kirchenbilder in der liturgischen Gegenwartspraxis ist eine Tatsache. Man kann und muss dieses Faktum akzeptieren, soll aber die Konflikte, die das erzeugen kann, nicht verschweigen. Diese sind vielfältig. Ich möchte mich auf einen Grundkonflikt beschränken und diesen mit einem Schulbeispiel verdeutlichen. Als Frage formuliert: Wie kann die Kirche der Pluriformität des Glaubensausdrucks gerecht werden und gleichzeitig wiedererkennbar bleiben?

## 2.2 Fresh expression of church

Um diesen Konflikt besser beschreiben zu können, beziehe ich mich auf die „Fresh expressions of church“.<sup>23</sup> Das ist eine Variante der „emerging churches“ – eine Bewegung, die von Australien über die USA auch in England angekommen ist, dort aber eine Eigendynamik entwickelt hat. Das hat mit dem spezifischen Umfeld der Church of England zu tun.

Es ist dies die eigenartige Mixtur einer Volkskirche, die immer noch als Nationalkirche in einer sehr säkularen Gesellschaft etabliert ist. Freshexs sind nicht Teil des Parochialsystems und gehören doch dazu. Man unterscheidet zwei Typen: „dependent“ und „independent“. Erstere sind mehr oder weniger selbständige Hauskirchen oder Gruppen, die aus einer Gemeindeinitiative entstanden sind und mit der Muttergemeinde verbunden bleiben, während die independent Freshexs selbständige und

---

23 Vgl. Sabrina Müller, Artikel Freshex, in: Ralph Kunz/Thomas Schlag (Hg.), Handbuch für Kirchen- und Gemeindeentwicklung, Gütersloh 2014, 450–458. Kurze Zusammenfassungen bietet Michael Herbst in der Reihe Beiträge zu Evangelisation und Gemeindeentwicklung, Bd. 20, Kirche mit Mission, Beiträge zu Fragen des Gemeindeaufbaus, Neukirchen-Vluyn 2013, 18–22, 192–197.

abgenabelte Gemeinden sind. Es sind zum Teil flüchtige oder spontane Sozialgestalten des Glaubens: das kann von einem Hauskreis auf einer Polizeiwache über eine Gruppe, die regelmäßig Tagzeitenliturgie feiert bis zu einem Kreis von Müttern in Liverpool gehen, die regelmäßig gemeinsam backen und vorher miteinander beten. Rund 600 solcher Gebilde gibt es. Zwei Drittel leben nicht länger als ein paar Jahre. Einige überleben und gehören zur Church of England.

Die Mutterkirche hat die Freshexs sozusagen unter ihre Fittiche genommen. Die anglikanische Kirche verfolgt nämlich eine Doppelstrategie: Gemeindeaufbau *und* Gemeindegründung. Das geflügelte Wort dafür heißt „mixed economy“. So steht es im Impulspapier „Mission Shaped Church“. Der Text ist die missionale Überarbeitung und Weiterführung einer ersten Schrift, die 1994 erschienen ist und eine klassische Missionstheologie vertreten hat. Dahinter stand eine Arbeitsgruppe der Church Army – das ist der evangelikale Arm der Church of England. Erzbischof Rowan Williams schreibt ins Vorwort von Mission Shaped Church:

„If church is, what happens, when People meet the Risen Jesus and commit themselves to containing and deepening that encounter in their encounter with each other, there is plenty of theological room in diversity of rhythm and style, so long as we have ways of identifying the same living Christ at the heart of every expression of Christian life in common.“<sup>24</sup>

### 2.3 Fresh expression of liturgies

Das ist ein bemerkenswerter Satz. In der Konsequenz besagt er nämlich, dass es *fresh expressions of liturgies* nicht nur geben darf, sondern geben muss. Williams nennt freilich ein Kriterium, das den Wildwuchs wieder bremst. Die neuen Gemeinden müssen als Glieder der Kirche wiedererkennbar sein. Damit ist freilich auch das Problem benannt. Die Kirche wird in und an ihrem Gottesdienst wiedererkannt. Die Gottesdienste der Freshexs schöpfen aber nicht mehr oder nur in den wenigsten Fällen aus der anglikanischen Liturgie. Die Mutter und ihre Töchter haben keine gemeinsame Feierkultur mehr.

---

24 Rowan Williams, in: Mission-shaped Church, Church House Publishing London, 2004, vii. Siehe auch [http://dialogueoecumenique.eerv.ch/files/2010/11/mission\\_shaped\\_church.pdf](http://dialogueoecumenique.eerv.ch/files/2010/11/mission_shaped_church.pdf).

2009 erschien dazu eine interessante Untersuchung von Tracy Robinson. Sie befasst sich mit der Frage, welchen Einfluss die gemeinsame Feier auf das Glaubensleben der Gemeindeglieder hat und was sie zur religiösen Identitätsentwicklung beitragen. Sie schaut sich mit dieser Fragestellung die Freshexs an, „which are constantly developing and creating new liturgies.“ Die empirische Studie kommt zu folgendem Fazit:

„The trends of the effect of the liturgy were towards movement and change rather than rootedness and stability, and to a focus on future development rather than the limitations of present realities. The research raises important questions about how churches deal with the paradoxes of the Christian faith in their liturgies, and about what skills might be needed for practitioners, particularly in the developing fresh expressions movement, to generate healthy and life-giving liturgies.“<sup>25</sup>

Aus Robinsons Konklusion wird erkennbar, dass sich Freshexs von einem expressiven Liturgieverständnis leiten lassen. Ihre Feiern sind Gemeindegottesdienste. Sie orientieren sich nicht am Gottesdienst der Kirche. Überlieferung und Form des gemeinsamen Betens spielen nur eine untergeordnete Rolle.

Eine fulminante Kritik der Freshexs von Andrew Davison und Alison Milbank aus dem Jahr 2010 setzt hier an. Ihr Hauptanliegen ist es, die Einheit von Form und Inhalt zu behaupten. Freshexs sind in ihren Augen nicht mehr Kirche, weil sie eben diese Einheit aufgeben. Die Doppelstrategie sehen sie als Doppelflucht: „the flight to segregation and the flight from tradition.“<sup>26</sup> Freshexs können deshalb keine richtigen Gemeinde (Parishes) bilden und bauen, weil ihnen die Essenz fehlt: der Gottesdienst der Kirche. Die mixed economy ist in den Augen von Davison und Milbank ein struktureller Sündenfall und ein Kniefall vor dem Markt. In ihrem Fazit stellen sie fest:

„Mission-shaped Church and Fresh Expressions reveal a crisis of confidence in the Church of England. [...] Beyond this, we also lack confidence in our heritage as Anglicans.“<sup>27</sup>

---

25 Tracy Robinson, *Liturgy and Identity: What does the Liturgy Make of Me?*, Oxford 2009, 89. [http://www.churcharmy.org.uk/ms/sc/SCOLER/sfc\\_26205.aspx](http://www.churcharmy.org.uk/ms/sc/SCOLER/sfc_26205.aspx).

26 Andrew Davison/Alison Milbank, *For the Parish: A Critique of Fresh Expressions*, London 2010, 64–116.

27 A. a. O., 225 f.

### 3. Alternative Gottesdienste: ekklesiologische und liturgietheologische Spiegelfechtereien

#### 3.1 Alternative Gottesdienste und die Einheit der Kirche

Die anhand der Freshexs illustrierte Konfliktlage ist auch auf dem Kontinent bekannt. Die Diskussion über die Freiheit und die Grenze der liturgischen Gestalt ist sozusagen ein Klassiker oder eine immer wiederkehrende Grundfrage der protestantischen Kirchen. Sie bewegte schon die Reformatoren, begleitete den Agendenstreit und war auch ein Motiv und Movens in der Debatte um die Erneuerte Agende und das Evangelische Gottesdienstbuch. Alle protestantischen Kirchen erheben den Anspruch, einen wiedererkennbaren Ritus zu feiern. Die Frage, die sich unweigerlich stellt, lautet: Gibt es auch eine Ekklesiologie der „Anderen Gottesdienste“ und lässt sich so etwas wie eine Liturgik der „anderen Gemeinden“ theologisch begründen?

Es ist viel geschrieben worden zu diesem Thema. Die Titel sprechen für sich. Zum Beispiel ist in der Reihe des Liturgiewissenschaftlichen Instituts 2003 der Band „Jenseits der Agende“<sup>28</sup> erschienen. Vier Jahre später folgte „Herausforderung: missionarischer Gottesdienst. Liturgie kommt zur Welt“<sup>29</sup>. Zu nennen ist auch das von Lutz Friedrichs herausgegebene Büchlein „Alternative Gottesdienste“<sup>30</sup> mit seiner klugen Einleitung oder der von einer Arbeitsgruppe der Liturgischen Konferenz herausgegebene Band „Andere Gottesdienste“<sup>31</sup>. Es ist einigermaßen verwegen, aus dieser Fülle von Reflexionen eine Quintessenz herauszuziehen. Ich wage es dennoch und formuliere als These: Wer sich für die Vervielfältigung der liturgischen Formen ausspricht, beschwört früher oder später die Einheit der Kirche. Wer aber meint, eine einheitliche Form des Gottesdienstes bürge für diese Einheit, gründet früher oder später eine neue Kirche.

---

28 Wolfgang Ratzmann (Hg.), *Jenseits der Agende*, Leipzig 2004.

29 Johannes Block/Irene Mildenerger (Hg.), *Herausforderung: missionarischer Gottesdienst. Liturgie kommt zur Welt*, Leipzig 2007.

30 Lutz Friedrichs (Hg.), *Alternative Gottesdienste. Gemeinsam Gottesdienst gestalten* Bd. 7, Hannover 2007.

31 Jochen Arnold u. a. (Hg.), *Andere Gottesdienste. Erkundungen und Reflexionen zu alternativen Liturgien*, Gütersloh 2012.

### 3.2 Einheit entsteht

Die Lösung ist so einfach wie schwierig. Einheit entsteht. Sie steht nicht fest. Das ist der gemeinsame Nenner. Einheit entsteht aber nicht von allein. Lutz Friedrichs, der für eine Förderung einer vielgestaltigen Gottesdienstkultur plädiert, sieht eine „Milieukompetenz“<sup>32</sup> als notwendige Voraussetzung. Sie steht auf der Basis einer versöhnten Verschiedenheit – so sehen es auch die Autoren von „Andere Gottesdienste“. Sie schreiben den Liebhabern der agendarischen Liturgien und den Propagandisten der anderen Gottesdienste ins Buch, sie sollen „einander weder besserwisserisch noch in Verteidigungshaltung begegnen. Sie werden vielmehr von ihrem Nebeneinander und Miteinander eine wechselseitige Erfrischung und Erneuerung erwarten und sich dabei als Beteiligte an der um des Evangeliums willen notwendigen permanenten ‚Reformation‘ der Kirche entdecken.“<sup>33</sup>

Wer den irenischen Grundton vernimmt, darf die eristischen Zwischentöne nicht überhören, die andernorts erklingen. So warnt etwa ein Fabian Vogt vor der Illusion, dass distanzierte Kirchenmitglieder die Schwelle zur rituellen Gestalt des agendarischen Gottesdienstes von sich aus überwinden. Er soll mit dieser Warnung nicht ungeschoren davorkommen. Genauso illusionär ist seine Vorstellung, es gebe einen Gottesdienst der Kirche, der *keine* hochschwellige Veranstaltung sei.

### 3.3 Fluchtpunkte

Eine Tendenz zur Spiegelfechtereier ist unverkennbar und man spürt den Drang, das Kabinett zu verlassen, bevor die eben erst angesagte Einheit sich als Trugbild entpuppt. Es ist aber so und war auch nicht anders zu erwarten: sind die Spiegel einmal auf Vervielfältigung gestellt, sieht man keine Einheit und merkt nichts mehr davon – es sei denn, man wählt einen anderen Horizont der Deutung, wechselt den Stuhl oder Sitz im Leben. Deshalb will ich zum Schluss in Form einer Zusammenfassung auf die Fluchtpunkte der Diskussion hinweisen.

Auch die anderen Gottesdienste sind schon bei flüchtiger Betrachtung eine in sich heterogene Gruppe. Die Andersartigkeit, die sich in

---

32 Friedrichs, *Alternative Gottesdienste*, 30.

33 Arnold, *Andere Gottesdienste*, 89.

Distanz zum Normalgottesdienst definiert, widerspiegelt aber ein subsidiäres Verhältnis zur Kirche, das ekklesiologisch geklärt werden muss. Die anderen Gottesdienste bilden nämlich einen eigenen Typus von Gemeinde aus. Am Beispiel der Church of England zeigt sich, dass der unabhängige Arm der *Freshex-Bewegung* durch einen strategischen Pakt zwar noch Teil der *Organisation* ist, aber die Bindung zur *Institution* Kirche geschwächt ist. Dieser Zwiespalt kann – mit Einschränkungen – auch beim sogenannten Zweiten Programm im hiesigen Kontext beobachtet werden. Ein Teil dieser Gottesdienstgemeinden bildet eine Subkultur zur volksskirchlichen Leitkultur. Andere haben sich substituieret.

Nun ist aber der Großteil der anderen Gottesdienste nur scheinbar vielfältig. Die liturgischen Reflexe der neuen Gemeinde sind eher Vielfältigungen einer modernisierten Form des Typus „erweckliche Versammlung“, in der ähnliche Elemente unendlich wiederholt werden.

John Drane stellt in einer klugen Analyse der neueren Missionstheologie eine McDonaldisierung der Gottesdienste in den englischen Freshex fest.<sup>34</sup> Der Befund ist auch mit Blick auf die Weltkirche relevant. Die Liturgien von Alaska bis Südkorea gleichen sich wie ein Burger dem andern. Während Davison und Milbank die Flucht in die Abspaltung und den Vertrauensverlust in die Tradition kritisieren, fürchtet John Drane ihre rituelle Verarmung.

Das wirft noch einmal ein anderes Licht auf den vehementen Widerstand gegen die rituelle Gestalt des Gottesdienstes. Dieser gefährdet die Einheit der von Christus durch Wort und Sakrament versammelten *sanctorum communio*.<sup>35</sup> Andererseits blockiert der Widerstand gegen die moderate Neuformierung der Feiergestalt des Glaubens das Ringen der Kirche um Relevanz.

Langes Forderung behält seine Berechtigung und wird u. a. von Christian Grethlein weitergedacht. Es kann eigentlich nicht um die Modernisierung der traditionellen Elemente des Gottesdienstes gehen. Sie müssen unter dem Gesichtspunkt des Auftrags der Kommunikation des Evangeliums in einer säkularen Welt von Grund auf neu durchdacht werden.<sup>36</sup> Die Kirche ist herausgefordert, ihr kommunikatives

---

34 John Drane, *The McDonaldisation of the Church: Consumer Culture and the Church's Future*, Macon 2012, 150–166.

35 Vgl. Calvin, *Inst.* IV, 1,3, 685.

36 Christian Grethlein, *Praktische Theologie*, Berlin/Boston 2012. Die Formel „Kommunikation des Evangeliums“, die Grethlein einerseits mit Bezug auf Ernst Lange und andererseits auf Ingolf U. Dalferth entfaltet, versteht dieser kritisch. Im An-

und kulturelles Gedächtnis so miteinander zu vermitteln, dass sich die Gottesdienstgemeinschaft nicht in einen exklusiven Zirkel von der Welt abspaltet. Eine Gottesdiensttheologie, die das Verständnis für den Geschmack der Gemeinde absolut setzt, verschärft das Missverständnis der Kirche, die meint, die Einheit bestehe in der *corporate identity* ihrer Organisation. Erkennbar und beurteilbar bleibt die Einheit anhand ihrer gottesdienstlichen Kennzeichen – in der Dialektik der sichtbaren und unsichtbaren Kirche.<sup>37</sup>

Beides gilt: Wenn die Gemeinde aufhört, den Ritus der Kirche zu feiern, hört sie auf, zur Kirche zu gehören. Es gibt andererseits keine Reform der Kirche ohne Reform des Gottesdienstes, was zwingend eine Auseinandersetzung über die Sachgemäßheit und Zeitgemäßheit des kirchlichen Gottesdienstes zur Folge hat.

### 3.4 Im Rückspiegel entdeckt

Das ist mein Schluss und ich gebe zu: befriedigend ist er nicht. Er macht verlegen. Das hat aber durchaus sein Gutes. Die Verlegenheit macht bescheiden, die Bescheidenheit aber wird theoretisch produktiv, weil sie den Blick auf den blinden Fleck im Spiegel lenkt. Sie macht bewusst, dass wir nicht alles sehen und nicht alles organisieren können. Sie macht auch schwindlig, weil der Wunsch nach Einheit eine Sogkraft ins Unendliche entwickelt. Das ist ambivalent. Der Sog kann genauso die Theoriesistenz befördern wie er Gottesfurcht bewirken kann. Beides muss eine praktisch-theologische Gottesdiensteklesiologie bedenken.

Ich setze mich deshalb noch einmal auf jenes Gestühl, aus dem Mani Matter geflohen ist. Er ist ungeschoren davongekommen, weil er das metaphysische Gruseln nicht aushielt. Nun lässt sich aber die Spiegelmetapher noch einmal drehen. In der Liturgietradition der Ostkirche ist der Spiegel das Urbild und der Gottesdienst das Abbild. Ikonisch interpretiert wird die Spiegelung zum *Wechsel* von Verherrlichung und Heiligung. Immer im Wissen um die Differenz zwischen Haupt und Leib, sagt der Spiegel zu diesem Betrachteten: Du bist die Schönste im Land. Wer in diesen Spiegel schaut, will sich nicht selbst betrachten,

---

schluss an Lange gesagt: Der Gottesdienstbetrieb kommuniziert Evangelium nicht. Grethlein entfaltet diese Kernthese in § 14 Evangelium: im Modus des gemeinschaftlichen Feierns (278–300).

37 Vgl. Calvin, Inst. IV, 1,9.

sondern *wird angeschaut* – erhellt, erleuchtet und erfreut vom ganz Anderen. Wer in dieses Gesicht sieht, glaubt, dass aus der Doxologie von Sohn und Vater ein Loblied der Gemeinde wird – ein Chor aus Frauen und Männern. Und wer einstimmt, erfährt die Gemeinschaft, die zwischen Gott und Mensch entsteht und Kirche heißt. Im Gottesdienst wird Kirche geschaut. Das ist das Bild im Spiegel und der Spiegel im Bild. Der Gottesdienst der Kirche eröffnet uns einen Zeitraum, in dem uns Christus vor Augen gemalt wird. Das ist allemal besser, als nur sich selber anzuschauen.